

Preisrede 2013 Zürich

Marianne Gronemeyer

Was möglich ist, will wirklich werden.

Was möglich ist, will wirklich werden. Das sagt sich leicht dahin und klingt so weit plausibel. Kein Grund zur Aufregung. Aber unsere bereitwillige Zustimmung zu dieser Behauptung steht auf tönernen Füßen. Sie ist wahrscheinlich einem ungenauen Hinhören geschuldet. Der Teufel, der bekanntlich im Detail steckt, hält sich in dem unscheinbaren Wörtchen ‚will‘ verborgen. Stünde dort stattdessen ein ‚soll‘, dann wäre tatsächlich dieser Satz ein Prachtstück aus dem Fundus moderner Selbstverständlichkeiten und zugleich eine Fanfare, die den Fortschrittsgeist beflügelt. Denn das ist der Grundimpuls der industriellen Gesellschaft, dass sie nichts von dem, was möglich ist, ungetan sein läßt: ‚Can implies Ought‘, was der Mensch kann, das soll er machen.¹

Nun steht im Titel aber nicht ‚soll‘, sondern ‚will‘: - Das Mögliche *will* wirklich werden. Und auf einmal schwimmt die Klarheit des Selbstbefehls, mit dem sich der Macher anfeuert, ins Metaphysische. Auf einmal treibt da ein Wollen sein Wesen, das ihm in die Quere kommt und eine Wirklichkeit zur Erscheinung bringen will, die nicht von seinem planenden Verstand veranlasst ist, ein Formwille, der sich *seiner* Wirkmächtigkeit *eigen-*willig entzieht, eine Keimkraft sui generis, die seinen Verstand entbehren kann und sein Vorstellungsvermögen übersteigt.

Mir kommt dabei das Gleichnis vom Sämann in den Sinn. Es steht in Matthäus 13.

Der Sämann ging aus, um zu säen, heißt es da. Und indem er das tat, fiel ein Teil

¹ H. Ozbekhan: The Triumph of Technology (1966), zit. bei Erich Fromm: Anatomie der menschlichen Destruktivität, Stuttgart 1974, S. 35, Anm. 3.

der Saat auf den Weg, und die Vögel fraßen sie auf. Ein Teil fiel unter die Dornen, und die Keimlinge wurden erstickt. Manches fiel auf felsigen Grund und verdorrte. Was aber auf gutes Land fiel, gedieh und brachte Frucht, teils mehr, teils weniger. Dies ist ein rares Beispiel eines Gleichnisses, das Jesus selbst interpretiert. Es handelt vom Hören des Wortes und wird aus der Perspektive des Sämanns erzählt, der eben ein guter oder schlechter Hörer sein kann, einer, bei dem das Gehörte verfängt oder einer bei dem es in ein Ohr rein- und aus dem andern wieder rausgeht. Man kann das Gleichnis aber auch vom Saatkorn her deuten. Und dann sagt es, dass das Saatkorn alles, wozu es geschaffen und bestimmt ist, von sich aus kann, eine Pflanze hervortreiben, blühen, Frucht bringen und Mensch, Tier und Boden nähren, vorausgesetzt, dass es in eine gute, ihm gemäße Umgebung gerät. Es ist als Geschaffenes zugleich vollendet und im Werden: creatura. Welch ein herrlicher Widerspruch. Schon Sokrates vertraute darauf, dass in der Person, mit der er sich unterredete, die Wahrheit, die sie suchte, vorhanden war, die um ans Licht zu kommen, allenfalls die Hebammenkunst brauchte, oft nicht einmal die. Ganz anders der Macher. Er kann das Werden nicht sich selbst überlassen, sondern will es steuern und lenken. Er hat es nicht mit Kreaturen zu tun, die, um es salopp zu sagen, mancherlei in petto haben, sondern mit Rohstoff, rohem Stoff. Sein Metier ist die Alchimie, die aus Dreck Gold macht.

In unseren Schulen zum Beispiel hat sich das alchimistische Prinzip vollkommen durchgesetzt. Man kann daran verzweifeln, wie wenig dort auf das Mögliche, das in jedem einzelnen Kind schlummert, gesetzt wird. Erziehung bedeutet aus Rohstoff Gold zu machen. Das ‚Menschenmaterial‘, das da versammelt ist, muss durch Unterricht veredelt werden. Alles Wissenswerte muss den armen Menschlein eingetrichtert werden und zwar allen das Gleiche, ohne Ansehen der Person, so die Grundannahme.

Zwei ganz verschiedene Arten von Möglichkeit also, aus denen ebenso verschiedene Arten von Wirklichkeit hervorgehen, die eine gemacht, die andere geworden, oder besser: im Werden; je nachdem das Mögliche wirklich werden *soll* oder *will*.

Vielleicht fragen Sie sich, was das alles mit ‚Lebenskunst‘, über die ja zu reden ist, zu tun hat. Nun, ich vermute, dass zwischen diesen beiden Sphären die Grenze zwischen Lebenskunst und Überlebenstechnik verläuft.

Die Zukunftsarrangeure und Weltverbesserungsexperten spüren unermüdlich neue Möglichkeiten auf, die dann geradezu nach Verwirklichung schreien.

Weltverbesserer, das waren früher einmal belächelte Gestalten, die ohne viel Aussicht auf Gehör in der Wüste predigten. Heute haben sich die technischen, bürokratischen und wissenschaftlichen Eliten der Sache der Weltoptimierung angenommen. Sie predigen nicht, sondern handeln und verwandeln unablässig und hoch effizient Mögliches in Wirkliches. Sogar *Unmögliches* erst möglich und dann wirklich zu machen, stellen sie in Aussicht. Das ist natürlich ein toller Trick. Erst erklärt man etwas, auf dessen Realisierbarkeit man längst gewettet hat, für unmöglich, um es dann in Tat und Resultat doch in die Welt zu setzen. Und voilà : ein Wunder! Denn wenn das Unmögliche, aller Erfahrung zum Trotz wahr wird, dann nennen wir das ein Wunder. Und unser Laienverstand ist angesichts dieses technischen Wunderwerks gehalten, staunend und ehrfurchtsvoll vor dem Unerhörten zu stehen. Ganz beiläufig lernen wir dabei, die wissenschaftlich-technischen Errungenschaften wohltuend, ja heilsnotwendig zu finden und schließlich *nur noch* auf das technisch möglich Gemachte, unsere Hoffnung zu setzen. Die Technik besetzt den leergeräumten Gottesthron. - Wir dürfen allerdings dabei den Begriff der ‚Technik‘ nicht zu eng fassen. Es soll darunter jener „netzhaft

„dicht gesponnene Zusammenhang“² (Theodor W. Adorno) aus Wissenschaft, Technik, Ökonomie und Bürokratie verstanden werden, der inzwischen weltweit installiert ist. -

Tatsächlich ist das, was die Weltingenieure ‚unmöglich‘ nennen, keineswegs unmöglich, nur eben ‚*noch*-nicht-möglich‘, ein ‚normatives Noch-Nicht‘ (Ivan Illich), ein ‚Zukunftsmanko‘ (Heinrich Dauber), das beseitigt werden kann und muss.

Ohne zu unterstellen, dass dasjenige, was technisch *noch nicht möglich* ist, demnächst, oder bald oder in absehbarer Zeit möglich sein werde, hätten ja die waghalsigen bis gewissenlosen Weltoptimierungsprojekte gar nicht Angriff genommen werden können. Und so wird also das Versprechen, es werde sich für alles, auch für die schädlichsten Nebenfolgen unserer verfahrenstechnischen Übergriffe eine wundersame technische Lösung finden lassen zur Zukunftshoffnung schlechthin. ‚Soll Rettung kommen, so kommt sie nur so.‘³

Aber die Geschichte lehrt tausendfältig, dass alle Errungenschaften, alle Siege über die Natur ihren Preis haben, reiner Gewinn ist schiere Illusion.

Und während Technokraten jedweder Provenienz uns verheißen, sie werden Unmögliches möglich machen und so das Reich des Möglichen unablässig erweitern und das Terrain des Wirklichen beständig bereichern, tun sie genau das Gegenteil: Sie machen unendlich viel Mögliches endgültig unmöglich:

„Ein Kind auf den Straßen von New York“, schreibt Ivan Illich, „berührt niemals etwas, was nicht wissenschaftlich entwickelt, fabriziert, geplant und irgendjemandem verkauft worden ist. Sogar die Bäume sind dort, weil die Gartenbaubehörde

² Theodor W. Adorno: Erziehung nach Auschwitz, in: ders. Gesammelte Schriften, Bd.10/2, Darmstadt 1998, S. 676.

³ Dies ist eine Zeile aus der Ballade: ‚John Maynard‘ von Theodor Fontane.

beschlossen hat, sie dorthin zu setzen. Die Witze, die das Kind im Fernsehen hört, sind kostspielig produziert worden. ... Sogar Wünsche und Ängste werden institutionell gestaltet. Macht und Gewalt werden organisiert und gelenkt ... Selbst das Lernen wird als Konsum von Themen definiert, (Themen,) die (ihrerseits) das Ergebnis eines auf Forschung und Planung beruhenden Programms sind. ... Die poetische Überraschung des Ungeplanten kann ihm nur bei der Begegnung mit ‚Dreck‘, bei Fehlschlägen oder Versagen zuteil werden: die Orangenschale in der Gosse, die Pfütze auf der Straße, das Versagen von Ordnung, Programm oder Maschine sind die einzigen Ansatzpunkte für schöpferische Phantasie.“⁴

Der moderne Mensch hat es unternommen, eine Umwelt zu errichten, in der es „kommt, wie man denkt, weil man kann, was man will“. ⁵ Aber in dieser Welt kann er nur unter der Bedingung überleben, dass „er sich selbst ständig umgestaltet, um sich anzupassen. Wir müssen uns ... klarmachen“, sagt Illich, „dass der Mensch selbst auf dem Spiel steht“. ⁶

In dem Kind aus Harlem regt sich seine eigene Möglichkeit, die wirklich werden will, kaum noch. Es ist ein Teil eines Masterplans, in dem es eine undurchschaute Funktion erfüllt und dem gegenüber es sich geschlagen geben muss. Wir müssen nicht denken, dass dies die besondere Not einer elenden Harlemer Kindheit ist. Einem Züricher oder Genfer Kind ergeht es in dieser Hinsicht nicht besser. Es findet wahrscheinlich nicht einmal mehr eine Orangenschale in der Gosse, um seine schöpferische Phantasie zu nähren. Auch ist es nicht ein Spezifikum der Kinder, dass sie sich in einer allzu gemachten und durchdachten Umwelt vorfinden. Nur wird

⁴ Ivan Illich: Entschulung der Gesellschaft. Eine Streitschrift, 4. Auflage, München 1995, S. 147 f.

⁵ Peter Sloterdijk: Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik, Frankfurt a.M. 1989, S. 22.

⁶ I. Illich a.a.O. S.147.

dies an ihnen, die doch noch ganz am Anfang stehen, besonders schmerzlich deutlich.

Dazu eine Episode, die von dem berühmten brasilianischen Volkspädagogen Paolo Freire berichtet wird. Er hatte, nachdem er als *persona non grata* sein Land verlassen hatte, beim Weltrat der Kirchen in Genf einen Posten bekommen. Auf dem Genfer Flughafen erwartete er eines Tages die Ankunft seines Freundes Ivan Illich. Illich fragt ihn: Wie geht es Dir Paolo? Freire zögert einen Augenblick mit der Antwort. Dann weist er auf den Boden und sagt: Als ich eben hier vorbeikam, lagen da in der Abflusssrinne noch zwei Zigarettenstummel. Sie wurden aber bereits entdeckt und beseitigt. Tell me, Ivan, how can you be at home in a place as clean as that?“

Auch Freire konnte also in einer nahezu perfekt geplanten und verregelten, sauber polierten, raffiniert gesicherten, durch und durch artifiziellen Welt keine Lebenskunst praktizieren, ohne die man nun einmal nicht heimisch werden kann. Verwirrend genug übrigens, dass in einer gänzlich *künstlichen* Welt die *Lebenskunst* ausstirbt.

Aber ich spreche von der Lebenskunst, als gäbe es sie. Tatsächlich kann man jedoch nur im Plural von ihr reden. *Die* Lebenskunst gibt es nicht. Es gibt so viele Lebenskünste, wie es Menschen gibt, die sich darin üben. In dem Augenblick, in dem wir ihr definitorisch beikommen wollen, haben wir bereits aus der Kunst ein Programm, eine Direktive gemacht und das Mögliche, das wirklich werden will, in eins das wirklich werden soll, umgewandelt. Es ist nicht von ungefähr, dass ich mit meinen Überlegungen schließlich bei diesem besonderen New Yorker Kind und bei Paolo Freire gelandet bin. Über Lebenskünste kann man recht eigentlich nicht theoretisieren, sondern nur Geschichten erzählen. Bestenfalls kann man die behindernden Bedingungen herauszufinden versuchen, die es dem Kind aus Harlem

unmöglich machen, seinem ‚Möglichkeitssinn‘ (Robert Musil) nachzugehen und es stattdessen zwingen, sich an die Welt der Waren und Institutionen, in die es hineingeriet, anzupassen um seines Überlebens willen. Wir wissen nicht, wovon dieses Kind hätte träumen können, welches Blaue es sich vom Himmel heruntergewünscht hätte, welche Möglichkeiten, Talente, Fähigkeiten, Begabungen sich in ihm geregt hätten, wenn es in einer weniger veranstalteten und verunstalteten Welt hätte aufwachsen können. Denn wir kennen es nicht und können es nicht fragen. Und könnten wir es fragen, so müsste uns seine ausgezehrte Phantasie wahrscheinlich die Antwort schuldig bleiben.

Aber wieso sind die Pfützen auf der Straße und der Dreck in der Gosse, wieso sind Pleiten, Pech und Pannen möglichkeitsträchtiger als propere, gut organisierte Verhältnisse, in denen mindestens das meiste klappt und wie am Schnürchen läuft. Ist es nicht eine nostalgische Verirrung, wenn wir die menschengemachte Umwelt gegen eine irgendwie naturbelassene oder sich selbst überlassene ausspielen? Und wieso steht der Mensch auf dem Spiel, wenn er sich an seine Lebens-Umstände anpasst? Ist nicht Lebenskunst gerade die Fähigkeit, mich mit den Gegebenheiten meines Daseins zu arrangieren und aus ihnen das Beste zu machen, ohne zu verzagen?

Warum also sollte man in kulturpessimistischer Manier die ausgeklügelten Weltverbesserungsanstrengungen verteufeln? Ganz einfach: weil sie teuflisch sind. Das ist eine steile Behauptung, die begründet sein will. Es gibt indes viele gute Gründe, die sich überschlagenden Resultate des ehrgeizigen Optimierungsprojektes höllisch zu finden; eine „Hölle, in der wir tagtäglich wohnen und die wir durch unser Zusammensein bilden“, wie Italo Calvino sagt.⁷ Die globalen Katastrophen und Krisen, die Indienstellung ganzer Weltareale für das Wohlleben der Reichen, die

⁷ Italo Calvino: Die unsichtbaren Städte, München/Wien 1984, S. 192.

immer rasender werdende Beschleunigung, unter der immer mehr Menschen in die Knie gehen, sind nur die auffälligsten Indizien dafür, dass die Hölle mitten unter uns ist oder wir in ihr.

Zum Höllenszenario gehört aber auch, dass unsere Alltagswelt so undurchschaubar geworden ist, dass wir *in* ihr und *von* ihr nichts mehr lernen können, sondern mit allerlei Bedienungsanleitungen *über* sie belehrt werden müssen, und zwar lebenslänglich; dass wir, statt Künstler zu sein, zu Kunden mutiert sind; dass wir von einer wuchernden Sicherheitssorge befallen sind, die uns jede Überraschung als Anschlag auf Leib und Leben beargwöhnen lässt; dass wir einander nicht trauen können, weil jeder oder jede Andere potentielle Rivalen sind.

Das alles ließe sich allerdings notfalls noch unter das ‚Menschliche, Allzumenschliche‘ (Friedrich Nietzsche) subsumieren, statt es dem Teufel anzuhängen. Wovor es uns aber wirklich grauen muss, ist, dass der letzte, heute schon kaum noch geheim gehaltene Zweck des großen Fortschrittsprojektes einer durch und durch menschengemachten Welt im Menschenersatz besteht. Es geht darum, den ‚antiquierten Menschen‘ (Günter Anders) endgültig entbehrlich zu machen, eine selbstgängige Maschinerie zu installieren, in die er allenfalls noch als jederzeit austauschbarer Funktionspartikel eingeklinkt ist, und zuguterletzt vom Menschenersatz zum Ersatzmenschen fortzuschreiten.

Bei der Ersetzung der Menschen durch die Sachen entsteht dieses neue Herrschaftsverhältnis, das wir halb beschwichtigend, halb resignativ ‚Sachzwänge‘ nennen, eiserne Zwänge, die von den selbstgemachten Sachen ausgehen und gegen die - angeblich - keine Politik etwas vermag. Sie sind einfach stärker als wir, ‚alternativlos‘ eben (so die zum Unwort des Jahres 2010 erklärte politische Parole). Diese Sachzwänge hatte Illich im Sinn, als er von der Anpassung sprach, bei der der Mensch selbst auf dem Spiel stehe. An sie angepasst zu werden ist etwas ganz

anderes, als sich an die Gegebenheiten des eigenen Daseins und an die *Conditio humana* anzupassen.

Anpassung und Anpassung sind wirklich zweierlei. Das zu durchschauen, ist allerdings gar nicht mehr leicht. Denn wir haben es zugelassen, dass in unserer Alltagssprache der entscheidende Unterschied zwischen ‚sich anpassen‘ und ‚angepasst werden‘ bis zur Unkenntlichkeit verwischt wurde, ebenso wie der zwischen ‚sich bilden‘ und ‚gebildet werden‘, ‚sich heilen‘ und ‚geheilt werden‘, ‚sich bewegen‘ und ‚bewegt werden‘, ‚sich fernhalten‘ und ‚ferngehalten werden‘. Wir haben uns damit abgefunden, beides für ungefähr dasselbe zu halten. Für den dramatischen Bedeutungsunterschied zwischen dem reflexiven und dem passiven Gebrauch unserer Verben sind wir nicht mehr hellhörig. Tatsächlich aber geben wir uns damit als handelnde Menschen auf und begnügen uns damit, behandelte zu sein. Diese Nachlässigkeit disponiert uns dazu, uns unter Zwang frei zu wähnen. Wir tun so, als würden wir uns bilden, während wir zensiert werden, uns bewegen, während wir transportiert werden und unser Leben führen, während wir an der Nase herumgeführt werden: Du glaubst, Du schiebst und wirst geschoben, du glaubst du lebst und wirst gelebt. Wir genügen dem Anpassungszwang in der Geste der Freiwilligkeit, und damit erübrigt sich jeder Widerstand auf unserer Seite und jede manifeste Gewalt auf der anderen. Das ist das Wesen eleganter Macht, dass die Untertanen wollen, was sie sollen und in fideler Anpassungsbereitschaft für ihre Versachlichung und Verwertbarkeit selber sorgen. So bleibt die Macht inkognito. Die Wirklichkeit, die da verfertigt wird, *erzwingt* die Anpassung an die Logik der Maschine, aber die Frage, wer der *Zwingherr* ist, lässt sich nicht mehr beantworten, wenn wir es mit der Macht des Faktischen zu tun haben: Ja, deren Zwang wird überhaupt geleugnet. Die Maschine ist zum Faszinosum geworden und der tätige Mensch steht als beschämter Stümper da. Karl Polanyi spricht von einer

bereitwilligen, ja enthusiastischen Unterwerfung unter die Maschine⁸ und Erich Fromm von Nekrophilie, von der Liebe zum Leichenhaften, zum Erstorbenen, zum Erkalten und Toten, der bösartigsten unter den bösartigen Aggressionen.⁹ Wir sind von Tatsachen umstellt, von Sachen, die das Ergebnis maschineller Produktion sind und das menschliche Tun zu bloßem Funktionieren verkümmern lassen. „Ein Mensch kann sich auch sein Tun stehlen lassen“, stellt Ronald D. Laing erschrocken fest.¹⁰ Und da Tun und Erfahrung sich wechselseitig bedingen, kommen dem um das Tun Betrogenen auch die Erfahrungen abhanden. Denn: „nur durch (...) (Tun) kann unsere Erfahrung transformiert werden“ und umgekehrt. Unser Tun hat den Aggregatzustand von Tat-Sachen angenommen, und die stehen wie versteinert dem Möglichen, das wirklich werden will, als Hindernisse im Wege. Je lebloser und erstorbener die Welt der *Tatsachen* ist, je mehr in ihr alle Spielräume verbarrikadiert sind, desto mehr wird sie dann in Rotation und Raserei versetzt, um im dröhnenden Getriebe die Erstarrung vergessen zu machen: rasender Stillstand, Tanz auf dem Vulkan. Ein grandioses Spektakel.

Lebenskunst ist nicht spektakulär und nicht grandios. Wer sich in ihr üben will, stößt an Grenzen; solche, die die *conditio humana*, das Mensch-Sein, uns auferlegt und solche, die aus unserer jeweiligen persönlichen Mitgift erwachsen. Diese Daseinsgrenzen erfahren wir als Unzulänglichkeiten, als Makel und Defizite, die uns daran hindern, das Beste aus uns zu machen. Und ganze Heerscharen von Dienstleistern versprechen, uns Daseinskrüppeln doch noch zur ‚best performance‘ zu verhelfen, für teures Geld, versteht sich. Dabei sind unsere Begrenzungen vielleicht das Beste an uns. Mehr als unseren Talenten verdanken wir ihnen unsere

⁸ Karl Polanyi: Kritik des ökonomistischen Menschenbildes, in: *Technologie und Politik* Nr. 12, Reinbek 1978, S. 109.

⁹ Erich Fromm: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Stuttgart 1974. S. 310 ff.

¹⁰ Ronald D. Laing: *Phänomenologie der Erfahrung*, Frankfurt 1969, S. 23 und S. 17.

Einzigartigkeit; oder vielleicht dieser jeweils besonderen Mischung aus Begrenzung und Begabung, die jeder/jede einzelne von uns verkörpert. Auf unsere Beschränkungen auf je eigene Weise zu antworten, *mit* ihnen und nicht *gegen* sie zu leben, darin könnte Lebenskunst bestehen. Der Unterschied zu den Sachzwängen ist hoffentlich deutlich. Auf Sachzwänge kann man nicht antworten. Mit ihnen kann man sich auch nicht anfreunden. Ihnen ist man ausgeliefert.

Ich müsste lernen, die eigenen Begrenztheiten gut leiden zu können und sie als *meine* Lebensaufgabe, als das mit mir Gemeinte anzunehmen– so wie ich zu jemandem, dem ich wohlgesonnen bin, sage: „Ich kann dich gut leiden. Ja, natürlich, ich leide an dir, immer wieder einmal: Aber um deinetwillen und weil du es bist, kann ich es gut.“

Tatsächlich erlebe ich mich als *defizitär* ja nur, weil ich mich in dieser oder jener Hinsicht an den Normalitätsstandards vergehe. Aber wer setzt die? Wer macht aus meiner Eigenart ein Normalitätsmanko? Es sind machtvolle Expertenkasten, die dekretieren, was in einer Gesellschaft als normal zu gelten hat und was als intolerable Abweichung, die behandelt werden muss. Ihre Macht zu erkennen, ohne sie anzuerkennen, darauf käme es an. Drei Zeugen will ich zu Hilfe rufen, die uns dazu ermutigen können, einen russischen Dichter, einen wunderbaren Schweizer Schriftsteller und einen antiken Philosophen.

Der russische Dichter ist Jewgenij Jewtuschenko. Er schrieb in dem Gedicht:

„Uninteressante Menschen gibt es nicht.“:

„Es gibt keine uninteressanten Menschen auf der Welt

Ihre Schicksale sind wie die Geschichten der Planeten:

Ein jeder ist unwiederholbar,

und es gibt keine Planeten, die ihm ähnlich sind.

Und wenn jemand unbemerkt gelebt hat,
 Und mit dieser Unbemerbarkeit befreundet war,
 Dann war an ihm unter den Menschen
 Gerade seine Unbemerbarkeit interessant.“ ... ¹¹

Wenn wir diesem Satz zustimmen, dass es keine uninteressanten Menschen auf der Welt gibt, können wir sagen, dass der einzelne zum Wohl seines Gemeinwesens weniger durch das beiträgt, was er *leisten* kann, als durch das, was er an sich und an anderen *leiden* kann. Dann wären nicht die Leistungsträger, sondern die Leid-Tragenden ehrfurchtgebietend.

Bei dem Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier, fand ich den verblüffenden Satz: „Jeder anständige Mensch hat gewisse Verrücktheiten an sich“. ¹² Im Umkehrschluss heißt das: wer nicht wenigsten ein bisschen verrückt ist, wer also ganz normal ist, der ist unanständig. Denn er betrügt das Gemeinwesen, dem er angehört, um jenes Quäntchen Verschiedenheit, das nur er oder sie allein beisteuern könnte zur Vielfalt des ganzen:

Denn das sagt nun Aristoteles: eine Stadt werde aus unterschiedlichen Menschen gemacht, ähnliche Menschen brächten keine Stadt zuwege. ¹³ Ein Gemeinwesen ist umso kunstvoller und auch beständiger, je mehr Verschiedenheit es nicht nur erträgt, sondern sucht und ermuntert. Ohne diese Ver-rücktheiten seiner einzigartigen

¹¹ Zit. nach Ivan Illich: Die Wiedergeburt des epimetheischen Menschen, in: ders. Entschulung der Gesellschaft, 4. erweiterte Auflage, München 1995, S. 157.

¹² Gerhard Meier/Werner Morlang: Das dunkle Fest des Lebens, Amrainer Gespräche, 4.Auflage, Oberhofen 2007, S, 234.

¹³ ¹ Aristoteles zit. bei Richard Sennett: Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin 1995.

Mitglieder muss es über kurz oder lang implodieren. Hüten wir uns also vor der Verherrlichung des Normalen, allzu Normalen.

Die Welt, so Illich, ist so beschaffen, dass sie viele Verrücktheiten aushält, wenn nur niemand, seine Verrücktheit zum Maßstab für alle anderen macht. Und wir Menschen sind an sich gut geeignet, unser Leben auch unter schwierigen Bedingungen zu meistern, wenn wir nur nicht systematisch durch die ‚Wohltaten‘ der konsumistischen Gesellschaft daran gehindert werden.

Was möglich ist, will wirklich werden? Unter den gegebenen Umständen müssen wir den Satz umkehren: Das in uns und um uns zu Tode Verwirklichte, will seine Möglichkeit wiederhaben.¹⁴

Aber das zu Tode Verwirklichte kann das aus eigener Kraft nicht einmal mehr wünschen. Zu meiner Auferstehung brauche ich ein Du, das auf mich hofft und mir traut und bereit ist, sich von mir überraschen zu lassen.

¹⁴ Vgl. hierzu: Giorgio Agamben: Die Zeit, die bleibt. Ein Kommentar zum Römerbrief, Frankfurt 2006, S. 51.